



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

16. Jahrgang.

Blumenau, im November 1923.

Nr. 11.

Reformationsfest.

Röm. 3, 28. „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“

Wir feiern das Reformationsfest und gedenken dabei des Mannes, der nach Gottes Ratschluß das Rüstzeug werden sollte zur Erneuerung der Kirche und zur Gründung unserer evangelischen Kirche, zur Befreiung der Menschenseele von sflavischer Furcht und Gewissenszwang, zum In's Licht stellen des Gotteswortes, als der einzigen Richtschnur, an der wir all unser Handeln und Denken zu messen und nach der wir's zu richten haben. Und da hat nicht nur die evangelische, sondern auch die katholische Kirche unserem Dr. Luther sehr viel zu danken.

Wie ist Luther ein solches auserwähltes Rüstzeug geworden? Denken wir an das Gleichnis vom „Pharisäer und Zöllner“. Der Erstere wird von Gott verworfen, weil er im Vertrauen auf sein eignes Tun, im Sichverlassen auf selbst-erworbene Gerechtigkeit glaubt, der Seligkeit gewiß sein zu dürfen. Der Zöllner hingegen weiß nichts Gutes an sich, das er vor Gott bringen könnte, und sein Gebet: „Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ findet Erhörung; er geht heim mit dem Frieden Gottes im Herzen. Da haben wir den Hauptunterschied zwischen den beiden Konfessionen. Zöllnersinn ist oder sollte doch sein das Hauptkennzeichen eines evangelischen Christen, und nur Zöllnersinn kann sich der unaussprechlichen Gnade und Herrlichkeit freuen, deren ihn sein Glaube gewiß macht.

Aus solchem Zöllnersinn heraus ist auch das Werk der Reformation geboren. Durch langes, heißes Ringen, durch Fasten und Beten, durch Sichselbstqualen und Gewissensangst ist Luther hindurchgegangen. Als die eigne Schuld ihm bergeweg geworden war, als er daran verzweifeln lernte, diese seine Schuld jemals durch sein Tun abtragen zu können, da leuchtete ihm das obige Wort des Paulus: „So glauben wir nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ als ein helles, strahlendes Licht ins Herz hinein, da fand er durch das Gebet: „Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ Das, was er suchte: die Gnade Gottes, den Frieden seines Herzens.

„Ich bin kein Sünder“ und „Gott ist mir gnädig“, das sind die zwei Hauptlehren unserer evangelischen Kirche, die zwei Haupterfahrungen aller Kinder Gottes. Der heilige Gott und der sündige Mensch, mit einander verbunden durch die Gnade: Das ist wie zwei Bretter, die der Tischler in glatter Fuge zusammenleimt. Da wirst die beiden Bretter nicht wieder von einander trennen können. In der zusammengeleimten Fuge werden sie jedenfalls nicht reißen, eher noch daneben, wenigstens nicht, wenn der Leim gut war. Und der Kitt, der das Gottesherz mit dem Sünderherzen verbindet, die Gnade, der ist gut und hält für die Ewigkeit.

Evangelischer Christ, freue dich hoch des seligen Glaubens, daß wir einen gnädigen, barmherzigen Gott haben. Vergiß aber auch nicht, daß es heißt: „Dem Aufrichtigen läßt er's gelingen“. Aufrichtig war jener Zöllner, war ein Dr. Luther, wären alle, so viele ihren Frieden in Gott gefunden haben. Gehörst du zu diesen, so singe:

„Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.“

Lge.

Etwas vom „Auswendig-Lernen.“

Von Wilh. Lange.

Unsere Kinder müssen in der Schule vieles auswendig lernen. Und das ist ihnen oft eine rechte Plage, und für den Lehrer ist manchmal die Plage noch viel größer. Ein Hauptgrundsatz der Lehrkunst lautet: Ein Kind lerne nur das auswendig, was es vorher verstanden hat. Oder mit anderen Worten: erst inwendig und dann auswendig lernen! Das ist eine große Kunst für den Lehrer und oft schwer durchzuführen, ja manchmal überhaupt nicht durchzuführen. Es erregt Ekel, wenn man hört, wie die Kinder etwas Unverstandenes gedankenlos auswendig herplappern, und das hat auch wenig oder gar keinen Wert.

Ich denke hierbei namentlich an den Katechismus. Welche schwierige Aufgabe erwächst da dem Lehrer und dem Pastor im Religions- und Konfirmanden-Unterrichte. Der Katechismus ist, namentlich für Kinder, nicht leicht zu verstehen. Viele Eltern sind ganz zufrieden damit, wenn die Kinder bei der Prüfung die fünf Hauptstücke glatt hersagen können. Was nützt das, wenn sie nicht wissen, was sie sagen? wenn sie's nicht verstehen? also nicht inwendig gelernt haben? Ich frage eine Konfirmandin: „Warum feiern wir Weihnachten?“ und erhalte die glatt hergesagte Antwort: „Weihnachten feiern wir, weil da unser Herr und Heiland Jesus Christus geboren ist“. Darauf ich: „Wann ist also Jesus geboren?“ Keine Antwort! — Also etwas rein äußerlich Angelerntes.

Ich bin — namentlich in der jetzigen Zeit — kein Freund der Franzosen. Aber auch bei seinen Feinden soll man das Gute anerkennen und kann von ihnen lernen. Auswendig lernen“ heißt im Französischen „savoir par coeur“ (sprich: hawoar par för), d. h. wörtlich übersetzt: „durch das Herz wissen oder können“. Wieviel treffender ist das, als „auswendig lernen!“ Wir alle haben das Vater-Unser auswendig gelernt, wir wissen und können es; aber wie wenige wissen es „par coeur!“ Durch das Herz! und wie wenige, wenn sie das Vater-Unser oder ein anderes auswendig gelerntes Gebet hersagen, beten es mit dem Herzen! Unser Heiland sagt: „Ihr sollt nicht plappern wie die Heiden“. Das ist Lippen- aber nicht Herzensdienst. Dasselbe gilt von Bibelsprüchen, Gesangbuchliedern usw. Erregt es nun schon bei Kindern Ekel, wenn sie Unverstandenes herplappern, wie viel mehr bei Erwachsenen! Und was wird der Gott dazu sagen, der „nicht

sieht was vor Augen ist, sondern der das Herz ansieht?" — „Die ihn anbeten, die sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“, d. h. „par coeur“, inwendig, mit dem Herzen.

Staat und Kirche in Deutschland seit der Revolution. (Schluß.)

Weiter konnte man eigentlich nicht gehen, und doch: da war Eigentum herrenlos geworden. Nun kommt zum Kirchentotschlag der Kirchenraub. Alles bewegliche Eigentum der Kirchengemeinden, ebenso alle Grundstücke und Baulichkeiten sollten vom Staat eingezogen und die Kirchengebäude und Pfarrhäuser den Religionsgemeinschaften auf begrenzte Zeit zur Benutzung überlassen werden. Daß die theologischen Fakultäten an den Universitäten und aller Religionsunterricht abgeschafft werden sollten, war nicht anders zu erwarten. Allzuschärf macht schartig. Diese gehässige und brutale Anpöbelung der Kirche stieß die gemäßigten Sozialdemokraten ab. Ähnliche Angriffe wie in Preußen erfolgten auch in den andern Staaten. Die Kirchenfeinde sahen ihre Zeit gekommen.

Ein harter Kampf entspann sich zwischen dem staatlichen Radikalismus und den evangelischen Kirchen eben wie der katholischen Kirche. Die gemeinsame Not brachte die sonstigen Gegner Schulter an Schulter, und sie haben tapfer gestritten. Für die Evangelischen trat in Preußen der Oberkirchenrat ein, in den andern Staaten die obersten Kirchenbehörden. Die früher ihren Landesherrn zu beraten und dann seinen Willen der Kirche gegenüber zur Geltung zu bringen gehabt, hatten nun die Kirche gegenüber dem Staat zu vertreten. Die Verhandlungen aber geschahen mit dem Kultusminister, dem sonstigen Leiter der „geistlichen Angelegenheiten“, der nun als Glied der kirchenfeindlichen Regierung der Kirche gegenüberstand — eine komödienthafte Rollenverteilung, deren Reiz noch dadurch verstärkt wurde, daß dieser hohe Beamte mit dem Titel Excellenz im Namen des Proletariats handelte. Von Einzelheiten, die Schlaglichter auf die so veränderte Lage werfen, sei nur eine erwähnt, die zeigt, wie eine sozialdemokratische, proletarische Regierung an Machtwillkür die frühere monarchische weit zu übertrumpfen geneigt wird. Da zum amtlichen Verkehr mit der Kirche doch ein Fachmann gehörte, ernannte das Ministerium einen liberalen Pfarrer zum Regierungsvertreter und verfügte, daß „künftighin sämtliche Konsistorialbeschlüsse und Verordnungen und ebenso die des Evangelischen Oberkirchenrats von dem genannten Regierungsvertreter gegenzeichnet werden und durch die Mitunterzeichnung fortan erst bindende Kraft erhalten sollten.“ Dieser sollte auch bald mit jenen kirchlichen Behörden persönlich Fühlung nehmen, sie zur Besprechung berufen und in den Versammlungen das Recht auf den Vorsitz haben. Zugleich wurde jener Pfarrer zum Propst gemacht. Gegen diesen rechtswidrigen Eingriff in die verfassungsmäßig gewährleistete Selbständigkeit der Kirche protestierte der Oberkirchenrat. Die Regierung zog ihre Verfügung zurück, zumal da der so begünstigte Pfarrer die ihm zuge dachte Würde ablehnte.

Wie kam die Regierung überhaupt zu dieser Annäherung gegenüber der evangelischen Kirche? Die katholische nahm doch eine viel gesichertere Stellung ein! Die Frage beantwortet sich aus dem Gesetz zur vorläufigen Ordnung der Staatsgewalt vom 20. März 1919. Danach „übt die Staatsregierung bis auf weiteres die Befugnisse aus, die dem König zugestanden haben. Die Rechte des Königs als Trägers des landesherrlichen Kirchenregiments gehen auf die drei von der Staatsregierung zu bestimmenden Staatsminister evangelischen Glaubens über.“ Das war die rechtliche Grundlage, auf die sich die Regierung stellte, die nun unbefräßigter als je der Träger der Krone in die Kirchenangelegenheiten eingriff. Ein schwacher Grund! Der Oberkirchenrat und der Vorstand der altpreussischen Generalsynode waren im Recht, wenn sie dagegen einwandten, daß seinerzeit die Kirche den Landesherrn, das Recht des Kirchenregiments, das sie früher ja nicht besaßen, übertragen habe, dieses Recht also nach der Beseitigung der Krone an die Kirche zurückfalle. Die Eingriffe in die Rechte der Landeskirche seien um so schwerwiegender, als sie zu einer Zeit erfolgt seien, in welcher die Kirche mehr als je der äußeren und inneren Freiheit zu einer neuen Regelung ihrer Angelegenheiten bedürfe.

Mit ihrer Verwahrung drangen die Kirchenbehörden nicht durch, die Staatsminister als Vertreter der Staatshoheit blie-

ben bis zur endlichen Regelung der Neuordnung, doch haben sie ihres Amtes immer mit anerkennenswerter Zurückhaltung gewaltet. Die Kirche ging nun bald an die Arbeit. Es wurden Bestimmungen über die Ausübung des Kirchenregiments gegeben und gleichzeitig eine außerordentliche Kirchenversammlung zur Feststellung der künftigen Verfassung angeordnet. Nach den ersten geht das Kirchenregiment bis zum Inkrafttreten der neuen Verfassung auf den Oberkirchenrat und den Generalsynodalvorstand über. Die verfassungsgebende Kirchenversammlung aber trat am 24. September 1921 zusammen und hat die Ordnung des Kirchenregiments angenommen, und der Staat hat diese Neuordnung anerkannt. Die Befugnisse der drei Minister, die eine merkwürdige und übrigens nur als Nothelfer angesehene Stellung eingenommen hatten, fielen nun weg. Es war eine Rechtsordnung gefunden, auf deren Boden Staat und Kirche in würdiger Weise miteinander verkehren konnten. Beide konnten befriedigt sein, denn ein Kulturkampf, den bei der geschlossenen Front der großen Kirchen nur die Regierung zu fürchten hatte, den aber auch die evangelische Kirche um des Friedens willen nicht wünschte, war vermieden. Die Staatsregierung war von der radikalen Richtung abgerückt, so daß ein gedeihliches Hand-in-Hand-Gehen gesichert war. Außerdem waren beide aus einem wahren Rattenkönig von Schwierigkeiten und inneren Widersprüchen losgekommen. Der Staat, weil er die grundsätzliche Selbständigkeit der Kirche und Nichteinmischung in ihre Angelegenheiten ausdrücklich erklärt hatte und doch empfand, daß er sie nicht vollständig sich selber überlassen durfte; das Bindeglied, das früher der König gewesen, glaubte er nun darstellen zu sollen. Die Kirchenbehörden andererseits, der Oberkirchenrat in erster Stelle erkannten die Notwendigkeit einer Kirchenversammlung, allein selbst die ordnungsmäßig nur vom Landesherrn als Kirchenhaupt einberufen werden, wie er ja auch 30 Glieder derselben zu ernennen hatte. Die Kirchenbehörden mußten in die Bresche springen und sagten sich doch, daß sie kein gesetzliches Recht dazu besaßen und ihr Handeln und die Beschlüsse der Kirchenversammlung angefochten werden könnten. Alle diese Schwierigkeiten waren nun überwunden und verfassungsmäßige Zustände geschaffen worden.

In ähnlicher Weise wie in Preußen ist auch in allen andern Staaten des Deutschen Reiches nach geringeren oder größeren Schwierigkeiten eine Auseinandersetzung und Scheidung zwischen Staat und Kirche zustande gekommen. Deutsche Staatskirchen gibt es nicht mehr. Die Kirchen sind staatsfrei geworden. Damit hat ein Verhältnis aufgehört, das etwa vier Jahrhunderte bestanden hatte, denn das Staatskirchentum läßt sich bis auf das Jahr 1526 zurückführen. Der Staat ist kirchenfreundlich, wenn man von den Radikalen absteht. So erkennt er seine Verpflichtung gegen die Kirche an. Der preussische Staat allein setzte für 1922 seinen Zuschuß an die evangelische Kirche auf fast 128 Millionen Mark fest.

Die kirchliche Aufsicht über die Schulen hat aufgehört, es gibt keine geistlichen Schulinspektoren mehr; aber der Religionsunterricht wird durch den Einfluß der christlichen Eltern beibehalten. Die theologischen Fakultäten sind geblieben. Zu der Einziehung der Kirchensteuern wie zur Festsetzung derselben, leistet der Staat seine hilfreiche Hand. Die staatliche Anerkennung für kirchliche Feiertage, Verordnungen und Handlungen bleibt ebenso wie der staatliche Schutz. Durch die Trennung der Kirche vom Staat, die hauptsächlich nur eine kirchenregimentliche ist, hat die Kirche an ihrer Rechtsstellung nichts verloren. Wäre der Staat nur stark, das Volk frei, könnte deutsches Leben sich voll entfalten, so dürfte auch die Kirche sich zu einer Entfaltung ihrer Kraft erheben, namentlich da sämtliche deutschen Landeskirchen, die aneinander Halt suchen und finden, sich seit dem 25. Mai 1922 zu einem Kirchenbund zusammengeschlossen haben. Der Wegfall der Staatsstütze hat sie zur Einigung geführt.

Pflicht.

Erzählung aus dem Ruhrgebiet von Clara Schweiger.

„So, Schangel, jetzt sieh, wo du Wasser herkriegst? Die Pumpe steht.“ Langsam packte Hans Berger sein Werkzeug zusammen, schlenderte gemächlich den Bahndamm entlang, sprang mit ein paar Sätzen über die Böschung, erreichte die Landstraße, ging noch ein wenig in der Richtung der nächsten Ortschaft und lehrte dann auf einem Umwege in seine Wohnung zurück.

„Man, wo kommst du her“, rief ihm aufgeregt seine Frau entgegen, als er zu so ungewöhnlicher Zeit nach Hause kam.

„Vom Dienst, Else, woher sonst!“

„Willst du wirklich den Franzosen Widerstand leisten?“

„Na, das versteht sich von selbst! Dafür bin ich doch preußischer Eisenbahner und kein meineidiger Schuft. Durch mich wird das Vaterland nicht verraten.“

„Aber du bringst dich in Gefahr, Mann.“

„Als ob wir im Kriege nicht täglich in Gefahr gewesen wären! Alte, daran gewöhnt man sich.“ Und lachend schlug Hans Berger seiner Frau auf die Schulter.

Frau Else zuckte zusammen. Mit wehmütigem Lächeln überschaute sie ihr kleines trautes Heim.

„Hans,“ bat sie leise, „Hans, bring uns nicht in Ungelegenheiten. Du weißt doch, wieviel Eisenbahner mit Weib und Kindern von den Franzosen vertrieben worden sind!“

Frau Else blickte nach ihrem spiegelblanken Herd, ihrem schmutzen Küchenschrank. Ob sie das alles hier lassen mußte, wenn sie ausgewiesen wurden? Wie lange hatten sie beide gespart und gesorgt bis sie endlich heiraten und ihr Heim einrichten konnten. Und das alles sollten ihnen die verfluchten Schangels wegnehmen.

„Man,“ hub Frau Else wieder an und legte bittend beide Hände auf Hansens Schulter. „Denk an mich und unsere Kinder.“

„Daran denk ich, Else. Unsere Kinder sollen keinen Lumpen zum Vater haben. Auf mich sollen sie stolz sein. Ueber alles die Pflicht.“ Mit diesen Worten ging Hans Berger in den kleinen Hof, ergriff ein Beil und begann Holz zu spalten.

Frau Else setzte sich zitternd auf einen Küchenstuhl und faltete demütig die Hände. Ihr Herz war ihr so schwer, wie noch nie im Leben. Wo sollten sie hin, wenn sie vertrieben würden? Ihre Eltern waren tot und Geschwister hatte sie keine. Hansens wohnten fern in einem kleinen ostpreussischen Städtchen, waren selbst arm und konnten selbst kaum helfen.

Und ob der Staat helfen würde? Hans sprach neulich zu zuversichtlich von der Hilfe der Regierung für die tapferen Eisenbahner, aber sie glaubte nicht so recht an diese Hilfe.

„Herrgott, hilf du uns,“ betete sie leise und innig, „laß uns und unsere Kinder nicht verderben.“

Der Tag verging in banger Sorge, der nächste Morgen kam. Es mochte ungefähr 10 Uhr vormittags sein, da donnerten Rollenschläge gegen die Haustür.

Hänschen kam vom Hof herein gelaufen, wo er mit dem Vater Holz aufgestellt hatte. „Mutter, die Schangels,“ rief er atemlos, „holen die den Vater?“

Auch Vater Hans kam herein, ging ruhig zur Haustür und öffnete.

Zwei Franzosen traten ein.

„Sie waren zuletzt am Wasserwerk am Bahnhof?“ fragte eine rauhe Stimme in fehlerfreiem Deutsch. Leugnen Sie nicht, Sie wurden dort gesehen.“

„Ja,“ sagte Hans Berger kurz.

„Sie haben sofort mit zum Bahnhof zu kommen.“

Der Eisenbahner griff nach seiner Mütze.

Else drängte sich an ihn heran.

„Man, was hast du getan?“ flüsterte sie angstvoll.

„Meine Pflicht,“ war seine kurze Antwort.

Hänschen steckte den Finger in den Mund und schaute die Franzosen mit seinen klaren blauen Augen nachdenklich an.

„Willst du Schokolade, Kleiner?“, fragte der eine Franzose freundlich und hielt ihm eine Tafel hin.

Hänschen nahm den Finger aus dem Munde, steckte beide kleinen Hände in die Hosentaschen, um ja nicht in Versuchung zu kommen, zuzugreifen.

„Nee,“ sagte er dann, „von die Schangels nehm' ich nichts, das hat Vater verboten.“

„So, so,“ sagte der Franzose und hielt dem Kleinen die Tafel ganz dicht unter das Näschen.

Da lehrte sich der Kleine kurz um. „Nee, nee, von euch Gummares darf ich nichts annehmen.“ Er ballte seine kleinen Hände ganz fest zu Fäusten, ging ins Schlafzimmer und stellte sich hinter Klein-Mariachens Wagen.

Der Franzose folgte ihm langsam.

„Ist das dein Schwesterchen?“

„Hast du noch mehr Geschwister?“

„Der Schorsch ist in die Schul!“ Klang es trotzig zurück.

„Ich dachte, Sie wollten mich zum Bahnhof abholen,“ sagte ruhigen Tones Hans Berger. Was fiel dem Schangel ein, seinen Buben ausfragen zu wollen. Er öffnete die Tür

und forderte durch eine bezeichnende Handbewegung den Franzosen zum Herausgehen auf.

„Nach Ihnen,“ sagte spöttisch der Franzmann.

Hans Berger sah noch einmal fest seine Else an. Die Frau zuckte zusammen, richtete sich dann unter dem Blick ihres Mannes mechanisch auf und stand kerzengrade. Die Schangels sollten ihr keine Furcht anmerken. Die Hände preßte sie fest zusammen, daß ihr die Nägel ins Fleisch bohrten. Ihr Herz hämmerte, daß sie nicht sprechen konnte. Fest biß sie die Zähne aufeinander.

Die Tür schloß sich. Sie horchte auf die Schritte der Abgehenden. Wie fest und sicher klang der Schritt ihres Mannes. So ging nur jemand, der ein reines Gewissen hatte. Ihre Knie zitterten. Sie mußte sich setzen. Mit Mühe hielt sie Tränen zurück.

Da kam Hänschen gelaufen. „Mutter, wird sich der Schorsch wundern, daß die Schangels den Vater mitgenommen haben!“

Ein quäkender Ton klang aus dem Schlafzimmer. Mariachen war aufgewacht. Die Mutter saß noch immer still auf dem Küchenstuhl. Aus dem Quäken wurde ein kräftiges Geschrei.

„Puppa schreit, Mutter.“

Frau Else stand mühsam auf und ging zum Kinderwagen.

Wie gut war es doch, daß die Kinder da waren und so manche Arbeit machten, da blieb ihr wenig Zeit zum Grübeln.

„Haben Sie das Wasserwerk abgestellt?“ (der Dolmetscher hatte soeben die Frage des französischen Offiziers übersetzt).

Hans Berger sah den kleinen Kapitän mit dem schwarzen Schnurrbart ruhig an, ja, er ließ sogar seine Augen mit einem fast spöttischen Ausdruck über den nervös hin- und herzapfelnden Offizier gleiten.

Wie anders sahen doch die Offiziere aus, unter denen er gedient hatte.

„Haben Sie nicht verstanden?“ Der Offizier stellte die Frage in noch schärferem Ton, und der Dolmetscher übersetzte eifrig.

„Ja,“ sagte Hans Berger ruhig, „das Wasserwerk ist abgestellt.“

„Haben Sie das getan?“

Keine Antwort.

„Wenn in vier Tagen das Pumpwerk nicht in Ordnung gebracht ist, daß wir es gebrauchen können, werden Ihre Kinder nach Frankreich geschickt.“

Des Eisenbahners Augen weiteten sich. Was sagte der Franzos? Seine Kinder nach Frankreich geschickt! Er wurde aschfahl. Sein Herzschlag setzte aus; doch mit aller Kraft riß er sich empor und beantwortete des Dolmetschers Frage. „Haben Sie verstanden?“ mit einem lauten „Ja“. Dann machte er kurz Kehrt und ging.

Fast mechanisch schritt er durch die kleine Tür über die Bahnsteige herüber zur Pumpstation.

Französische Ingenieure mühten sich mit einer Anzahl ihrer Eisenbahner vergeblich das Wasserwerk in Gang zu bringen.

Mochten sie!

Was ging ihn das an!

Er half ihnen nicht!

Aber Else und die Kinder?

Würde es Else überleben von den Kindern getrennt zu werden? Und wäre es nicht der Kinder sicherer Tod, wenn sie nach Frankreich gebracht würden? Konnte das halbjährige Mariachen überhaupt die Mutter entbehren?

Alter Schweiß trat auf Hans Bergers Stirn. Er lehnte sich an einen Güterschuppen und schaute fast teilnahmslos den Anstrengungen der Franzosen zu.

Da wurde er bemerkt.

Man rief ihm zu, er solle helfen. Er schüttelte den Kopf.

„Quält euch nur!“ murmelte er ingrimmig.

Dann aber fuhr er auf. So rasch als möglich nach Hause, die Kinder zu retten und wenn irgend möglich über den Rhein zu bringen.

Doch wie erschraf er, als er vor seinem Häuschen einen Doppelposten auf- und niedersehen sah.

In seiner Wohnung lief ihm sein Ältester entgegen. „Du, Vater,“ sagte der kleine siebenjährige Georg fast vorwurfsvoll, „der Schangel da draußen sagt, ich darf nicht mehr in die Schule gehen.“

Hans Berger brummte nur „So, so“, dann ging er in die kleine Kammer, in der sein Werkzeugkasten stand, und fing darin an zu framen.

Nur jetzt nicht Else begegnen.

Was sollte er ihr antworten? Oder ahnte sie bereits, was geschehen würde?

„Du, Mann!“ erklang plötzlich seiner Frau Stimme.

Hans hörte scheinbar nicht.

„Du, Mann!“ rief Frau Else noch einmal. „Hast du keinen Dienst?“

„Nein!“ Hans Berger wunderte sich selbst, wie ruhig seine Stimme klang.

Da kam Frau Else zu ihm in die Kammer. „Mann, unser Haus wird bewacht“, sagte sie fast atemlos.

Hans nickte nur.

„Und die Kinder dürfen nicht mehr heraus. Mann, was bedeutet das?“

Hans Berger stöhnte gequält.

„Hans! Mann! In Vorhalle sind 59 Eisenbahner aus ihren Wohnungen vertrieben worden. Müssen wir auch fort?“

Else sah ihn mit ihren großen blauen Augen angstvoll an.

„Ach! Wenn's das nur wäre! Aber, aber ... entweder Vandesverräter oder Mörder seiner Kinder ... Es war nicht auszudenken ... Und nun das gramvolle Gesicht seines Weibes! Sollte er ihr schon alles sagen?“

Nein, nein! Warum sie vorher ängstigen. Eine Rettung mußte es doch noch geben.

Aber welche? welche?

„Wir bleiben noch hier, Else“, sagte er fast tonlos.

„Ja aber, was wollen denn die Franzosen vor unserer Tür? Und warum darf der Schorsch nicht mehr zur Schule?“

„Trag' sie doch selbst, Else“, war die unwirschige Antwort.

„Als wenn die antworten könnten! Die sprechen kein Deutsch und ich kein Französisch.“

Das war wenigstens gut. So konnte Else vorläufig noch nichts erfahren. Bange Tage und noch qualvollere Nächte verstrichen. Nächte, in denen es nicht dunkel werden durfte. Nächte, in denen in der Küche stets die Gaslampe brennen mußte.

Schlaflos lag Hans in seinem Bette. Zwei Worte kreisten ständig durch sein Hirn: „Vandesverräter ... Mörder der Kinder“. Er bemühte sich, ein qualvolles Stöhnen zu unterdrücken, denn bei dem geringsten Laut fuhr Else auf. Endlich in der dritten Nacht war Else vor Erschöpfung fest einschlafen. Da stand Hans leise auf, ging zu Klein-Mariechens Bettchen, kniete nieder, und betete lange und innig. Als er aufsaß, stand in ihrem weißen Hemde mit bloßen Füßen seine Frau neben ihm.

„Was ist's mit den Kindern, Mann?“ fragte sie leise.

Und da erzählte Hans ihr alles. Kein Laut, keine Klage kam von der Frau Lippen, nur einmal strich sie mit ihren Händen über ihres Mannes arbeitsharte Fäuste. „Was mußt du gelitten haben“ ... sagte sie leise ...

Der Morgen kam. Franzosen holten Hans zum Bahnhof. Stundenlang wurde er wie an den Tagen vorher an der Pumpe aufgestellt. Er steckte die geballten Fäuste in die Hosentasche und rührte sich nicht.

„Denken Sie an Ihre Kinder“, ließ ihm der Offizier durch den Dotmetscher zurufen. „Geh morgen bis 10 Uhr die Pumpe nicht, werden Ihre Kinder um 11 Uhr nach Frankreich geschickt.“

Hans lehnte den Kopf an den Eisenpfosten, preßte die Lippen aufeinander und blickte starr nach dem Wasserwerk.

Doch hinter seiner arbeitete es schwer. Er kämpfte ihn noch einmal durch den furchtbaren Kampf. Schon wollte er die Hände aus den Hosentaschen ziehen, seine Werkzeuge holen und das Pumpwerk in Ordnung bringen. Da war es ihm, als ob ihn die blauen Augen seines Vesteften anschauten.

„Nein, Schorschel, nein!“ „dein Vater wird kein Verräter.“

Am Abend durfte er nicht mehr nach Hause gehen. Er durfte den Bahnhof nicht verlassen. Er wurde im Aroskotal festgehalten. Armes Weib! Arme Kinder! Vergebens wartete Else den ganzen Tag auf ihres Mannes Rückkehr. Um 7 Uhr legte sie die Kinder, ohne sie auszuziehen, in ihre Bettchen, und einige Stunden später warf sie sich selbst angekleidet auf ihr Lager. Wäre es nicht das Einfachste, die Kinder in die Küche zu tragen und den Gashahn aufzudrehen. Doch das würden die Franzosen merken, die das Haus bewachten, und die Lampe dürfte sie nicht auslöschen.

Draußen heulte der Sturm und der Regen strömte zur Erde.

Else hörte die Schritte der Franzosen nicht mehr. Das Unwetter hatte sie wohl irgendwo Schutz suchen lassen. Vielleicht waren sie auch betrunken und schliefen ihren Rausch aus.

Die Uhr schlug 10; die Uhr schlug 11 und endlich Mitternacht. Immer heftiger tobte das Unwetter, und noch immer kam Hans nicht nach Hause. Else stand leise auf, holte Schorschels Schiefertafel aus dem Schüranzen, schrieb einige Worte darauf und legte sie auf den Küchentisch. Dann nahm sie den weiten Bodenumhang, der noch von ihrer Mutter stammte, aus dem Schrank und warf ihn über den Stuhl. Sie ging nun an das Bett ihres Vesteften und weckte ihn mit einem Kuß.

Der kleine Georg war gleich wach.

„Du, Mutter!“ rief er fröhlich, „den Franzosen schlagen wir ein Schnippchen. Ich weiß, wo Kurt Blankensteins Boot liegt, und wo der Schlüssel und die Ruder sind.“

„So komm und schweig“, flüsterte Mutter Else.

Sie nahm ihren Säugling auf, wickelte ihn in Tücher und drückte ihn Georg in den Arm.

„Trag das Schwesterchen, Schorschel, aber hübsch vorsichtig.“ Dann band sie sich den Bodenumhang um, zog die Kappe über den Kopf und nahm das schlafende Hänschen auf. Sie schlug den Mantel um das Kind und öffnete leise die Tür.

Im Hausflur lag ein betrunkenen französischer Soldat und schlief. Vorsichtig stiegen Mutter Else und der kleine Georg über ihn hinweg. Draußen fegte der Sturm. Georg suchte mit dem Schwesterchen Schutz unter der Mutter Mantel. Mit aller Kraft hielt Else den Mantel zusammen, damit ihn der Sturm nicht hochriß.

Leer waren Straßen und Wege.

Endlich standen sie am Rhein.

Frau Else zögerte. Sie ging dann langsam einige Schritte vorwärts, bis die Wellen ihre Füße neigten. Fest drückte sie die Kinder an sich. Noch ein paar Augenblicke, und sie waren frei. Kein Franzmann konnte ihr die Lieblinge rauben. Der Vater Rhein hielt seine Kinder fest.

„Du, Mutter“, rief da plötzlich Georg und steckte seinen Kopf aus der Mutter Mantel, „da links liegt Kurt Blankensteins Boot, und dort ist das Bootshaus. Soll ich den Schlüssel holen?“

Frau Else ging langsam einige Schritte zurück. „Du das, mein Kind“, sagte sie dann, „aber gib mir Mariechen her.“

Sie setzte sich schwerfällig auf einen der Steine am Ufer, legte das fest schlafende Hänschen auf ihren Schoß und nahm Georg das Schwesterchen ab. Der Kleine sprang davon. Furcht konnte er nicht, und Augen hatte er wie ein Luchs.

Nach einigen Minuten kam er wieder.

„Mutter, ich hab' Schlüssel und Ruder, komm zum Boot.“

Bangsam erhob sich Frau Else und folgte, beide Kinder auf den Armen. Sie mußte alle Kraft aufbieten, um den schweren, kleinen Hans noch weiter zu schleppen. Ein Glück nur, daß der Sturm nachgelassen hatte. Endlich war das Boot erreicht. Vorsichtig legte sie die beiden Schläfer auf eine der Bänke, dann löste sie die Kette, gab Georg, der bereits im Boot stand, die Ruder und sprang ihm nach.

Das Boot war zumteil mit Regenwasser gefüllt.

Nach Matschen ihr die Röcke um die Beine.

„Schorschel! paß auf Schwesterchen und Hansi auf“, rief sie, dann ergriff sie die Ruder, stieß ab und mühte sich, das Boot in die Mitte des Stromes und wenn möglich zum andern Ufer zu bringen.

Der Sturm hatte wieder mit voller Macht eingest. Sie ruderte und ruderte, doch bald starben ihr die Kräfte ab. Sie konnte das Boot bei dem Sturm und Regen nicht mehr regieren. Zudem waren die beiden Kleinen aufgewacht und fingen laut an zu schreien.

Frau Else zog die Ruder ein, nahm die Kleinen auf den Schoß und ließ das Boot treiben. Auch Schorschel hatte sich dicht an die Mutter geschmiegt. Um vor dem Winde geschützt zu sein, kauerte sich Frau Else auf den feuchten Boden des Bootes.

Mochte der Rhein sie nehmen, wenn sie nur nicht den Franzosen in die Hände fielen.

„Bete, Schorschel, bete“, flüsterte die Mutter.

Und der kleine tapfere Kerl fing an:

„Unser Vater, der du bist in dem Himmel.“

„Geheiligt werde dein Name. Erhalte uns unsern deutschen Namen ...“

„Und laß euren Vater nicht zum Verräter werden,“ rief Frau Else, dann schwanden ihr die Sinne...

Am Morgen des vierten Tages begleiteten zwei Franzosen mit aufgepflanztem Seitengewehr Hans Berger in seine Wohnung, zwei andere folgten mit einem Automobil, das die Kinder mitnehmen sollte.

Wachgrau sah Berger aus, als er sein Heim betrat. Es kam ihm kaum zu Bewußtsein, daß die Tür nicht abgeschlossen war. Doch entsetzt weiteten sich seine Augen, als er die Gaslampe noch am hellen Tage brennen sah, und er weder Else noch die Kinder in Küche, Stube oder Kammer fand.

Sollten die Franzosen schon rasche Arbeit gemacht haben. Da fiel sein Blick auf die Schreibtisch, die auf dem Tische lag. „Ueber alles die Pflicht“, stand dort von ungelenkter Kinderhand geschrieben, und darunter hatte seine Frau die Worte gesetzt: „Am uns sollst du nicht zum Verräter werden. Der Rhein!“

Berger ergriff die Tafel mit beiden Händen und hielt sie so fest, daß der Rahmen brach, dann sank er in die Knie, warf den Kopf auf den Tisch und weinte bitterlich.

Der eine der Franzosen nahm die zerbrochene Tafel. Er las nur das eine Wort „Rhein“. „Dem seine Frau und Kinder sind im Rhein,“ sagte er höhnisch, „die braucht Frankreich nicht zu füttern.“

Am Abend desselben Tages brachte ein holländischer Kapitän ein blaßes Weib und drei kleine Kinder in seine Wohnung. „Strandgut, Mutter,“ sagte er beim Eintreten, „aufgefischt im Rhein. Sorg für sie.“

Unser Wöchnerinnenheim.

Am 30. September ist das Johannastift in der Kaiserstraße feierlich eingeweiht worden. Posaunenklang eröffnete die Feier, Herr Fouquet, Dr. Sapucaia und der Schriftleiter dieses Blattes hielten die Ansprachen. Dann wieder Posaunenlänge, und dann wurde den zahlreich erschienenen das Haus zur Besichtigung geöffnet, indes geschäftige Hände im Erdgeschloß und in einem Zelte, das im Garten errichtet war, Erfrischungen anboten. Es herrschte frohe Stimmung, und alle freuten sich des wunderschönen Hauses.

Das Haus ist inzwischen Gegenstand einer Preßfehde gewesen. Auf diese einzugehen, ist nicht unseres Amtes, nur soll hier noch einmal der Zweck des Hauses erwähnt werden. Es ist eine Tatsache, die eben wieder durch ein trauriges Beispiel bewiesen ist, daß in unseren Kolonialbezirken die Geburtshilfe vielfach sehr im Argen liegt. Tüchtige Hebammen fehlen, und auch da, wo die vorhanden sind, ist die häusliche Pflege oft nicht genügend, dazu kommt zu frühes Aufstehen der Mütter — mit einem Worte: durch Ungeßchid und Unkenntnis werden Hunderte von jungen Menschenleben jährlich gefährdet, einzelne sterben und viele bleiben dauernd siech.

Dagegen hilft nur eins: das Aufsuchen tüchtiger Hebammen, das Hinzuziehen erfahrener Ärzte. Solche Hebammen und Ärzte finden sich in Blumenau, die Schwestern des Evangelischen Frauenvereins haben die nötigen Erfahrungen und Kenntnisse, dazu ist Blumenau als Sitz hervorragender Ärzte berühmt. Aber die Frauen aus der Kolonie wußten nicht, bei wem sie hätten billig wohnen können, bei wem sie sachgemäße Aufnahme und Pflege gefunden hätten. Da zu helfen, ist das Johannastift gebaut. Hier soll jede Frau, die aus den Tiefen der Hansa oder den Nebentälern des Testotales oder sonst irgendwoher kommt, billig wohnen, sachgemäße Pflege haben, wenn es not tut, ärztlichen Beistand finden. Darum sind die Preise so angesetzt, daß jeder sie erschwingen kann, daß auch der ärmste Kolonist nicht nötig hat, seine Frau den Gefahren auszusetzen, die in unsachlicher Behandlung liegen.

Es ist darum nur jedermann, den es angeht, anzuraten, von dieser Stiftung echter christlicher Liebe Gebrauch zu machen.

Kleine Mitteilungen.

Gegen die christlichen Feiertage wird in den sozialdemokratischen Arbeiterkreisen mit allem Eifer gearbeitet. So muß z. B. am Karfreitag in vielen Großbetrieben auf Verlangen der Arbeiter gearbeitet werden, ja man hat sogar mehrtägige Streiks veranstaltet, um das mit Gewalt zu erzwingen. Was ist der Grund dafür? vielleicht der große

Fleiß, die Arbeitsmühe? Dann sollte man lieber den achtstündigen Arbeitstag abschaffen und statt dessen 10 Stunden arbeiten, und sollte nicht am 1. Mai und 9. November feiern. Im sozialdemokratischen Liederbuch steht der Vers:

Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten,
Euren Festen nach der Reih',
Von dem ältesten bis zum jüngsten,
Gehn wir stolz und kalt vorbei.
Fahrt zum Himmel über Sterne,
Fahrt zur Hölle — einerlei!
Alles lassen wir euch gerne,
Aber gebt uns dafür frei
Unsern Maientag.

Daß nichts als Christentumsfeindschaft zugrunde liegt, geht deutlich aus folgendem hervor: In der Sächsischen Volkskammer wurde von einem „Unabhängigen“ Abschaffung aller auf einen Wochentag fallenden Feiertage verlangt (ausgenommen natürlich den 1. Mai und 9. November). Als man ihn fragte, ob denn Weihnachten und Ostern auch abgeschafft werden sollten, meinte er, die könnten bleiben, denn die seien heidnischen Ursprungs. „Heidnische Feste“ also können gefeiert werden, christliche nicht. — Heidentum und Judentum regieren in Deutschland, letzteres in der ganzen Welt. In den 40 Theatern Berlins ist kein Theaterdirektor, der nicht Jude wäre. Von den 457 bolschewistischen Kommissaren in Rußland, sind 422 Juden. — Während des Passahfestes baden die Juden ihre Mazzen mit Weizenmehl. Nun ist dieses in Deutschland so knapp, daß z. B. in Elberfeld die Ärzte aufgefordert wurden, nur in den dringendsten Fällen „Krankensbrot“ (aus Weizenmehl hergestellt) zu verordnen. Aber die Herren Juden mußten für ihr Passahfest vier Kilogramm auf den Kopf erhalten, das macht insgesamt 2040000 Kilogramm. Dafür mögen die christlichen Kranken zu Grunde gehen.

Age.

Uebertritte zum evangelischen Bekenntnis. Der Dirigent der päpstlichen Sängerkapelle und Präsident der römischen Hochschule für Kirchenmusik Lorenzo Perosi, einer der bedeutendsten Kirchenmusiker der Gegenwart, ist zum Protestantismus übergetreten, indem er sich der Waldenserkirche in Italien angeschlossen hat. In Ofenpest ist Prinz Egon Karl zu Hohenlohe, der bis zur rumänischen Besetzung Siebenbürgens erzbischöflicher Vikar und Pfarrer in Hermannstadt war, zur evangelischen Kirche übergetreten. Er stand kurz vor seiner Ernennung zum Erzbischof.

Uebrigens hat die Uebertrittsbewegung zwischen der evangelischen und katholischen Kirche in Deutschland nach einem Erlahmen während des Krieges in den letzten Jahren wieder ein rascheres Tempo angenommen. Und zwar ist, wie der verdiente Leiter des kirchenstatistischen Amtes des Deutschen Evang. Kirchenbunds, D. Schneider, nachweist, in jedem Nachkriegsjahr — die Statistik reicht bis 1921 — die Zahl der zur evangelischen Kirche übertretenden Katholiken weit größer gewesen als umgekehrt die Zahl der zur katholischen Kirche übertretenden Evangelischen. Und von Jahr zu Jahr ist der evangelische Ueberschuß gewachsen: er betrug im Jahre 1921 nicht weniger als 3419 Seelen, 1000 mehr als im Vorjahr. Auf je 100 000 Katholiken kamen 1920 57,01 Uebertritte zur evangelischen Kirche, auf je 100 000 Evangelische 22,57 Uebertritte zur katholischen Kirche; 1921 hat sich die Distanz noch vergrößert.

Es ist dieses Ergebnis einwandfreier statistischer Feststellungen um so bemerkenswerter, als der katholische Volksteil, der dieses wachsende Mehr an Uebertritten stellt, durch die Abtretungen des Friedensvertrages gegenüber dem Vorkriegsstand nicht unerheblich verringert ist. Die Feststellung, zu der dieser kirchenstatistische Tatbestand nötigt, ist daher, um mit D. Schneider zu reden, daß „die Kirchentreue des katholischen Volksteils keineswegs gewachsen ist, sich vielmehr in dauerndem Niedergang gegenüber der evangelischen Kirche befindet.“ Die neue Mißhehengesetzgebung der katholischen Kirche wirkt auf die Uebertrittsziffer nur förderlich, sofern sie die in Mißhehe lebenden Kirchenglieder, die das Gebot katholischer Kindererziehung nicht erfüllen, der religiösen Vereinsamung preisgibt und dadurch für Uebertrittsgedanken zugänglicher macht. Einen Gewinn jedenfalls hat, wie D. Schneider ausdrücklich hervorhebt, die Mißhehe für Rom schon seit 40 Jahren nicht mehr geliefert. Nimmt man noch hinzu die Abfallsbewegung von allergrößtem Ausmaß, die die katholische Kirche im ehemaligen Oesterreich drückt, so entsteht ein aus wissenschaftlich exakter Beobachtung und Prüfung rührendes

Bild von dem Kräfteverhältnis der beiden Konfessionen, wie dieses Verhältnis in Wirklichkeit ist, nicht wie es eine geräuschvolle Stimmungsmache heute aus durchsichtigen Gründen gerne erscheinen läßt.

• Für den Familientisch. •

Das Fähnlein der sieben Aufrechten.

Erzählung von Gottfried Keller.

(Fortsetzung.)

Die sieben alten Köpfe schwammen wie eine von der Sonne beschienene Eisscholle im dunklen Volksmeere, ihre weißen Härlein zitterten in der lieblichen Ostluft und weheten nach der gleichen Richtung, wie hoch oben die rot und weiße Fahne. Sie fielen wegen ihrer kleinen Zahl und wegen ihres Alters allgemein auf, man lächelte nicht ohne Achtung, und alles war aufmerksam, als der jugendliche Fähnrich nun vortrat und frisch und vernehmlich diese Anrede hielt:

„Liebe Eidgenossen!“

„Wir sind da unser acht Mannli mit einem Fähnli gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähnrich! Wie Ihr seht, trägt jeder seine Büchse, ohne daß wir den Anspruch erheben, absonderliche Schützen zu sein; zwar fehlt keiner die Scheibe, manchmal trifft auch einer das Schwarze; wenn aber einer von uns einen Zentrumschuß tun sollte, so könnt Ihr darauf schwören, daß es nicht mit Fleiß geschehen ist. Wegen des Silbers, das wir aus Eurer Gabensaal forttragen werden, hätten wir also ruhig können zu Hause bleiben!“

Und dennoch, wenn wir auch keine ausbündigen Schützen sind, hat es uns nicht hinter dem Ofen gelitten; wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen: ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbeachtetes fröhliches Herz und ein neues Fähnli, das mir in der Hand zittert vor Begierde, auf Eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fähnli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei Euch holen! Seht, was mit goldener Schrift darauf geschrieben steht: „Freundschaft in der Freiheit! Ja, es ist sozusagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen, die Freundschaft von Vaterlandes wegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vor vierzig Jahren, und zusammengehalten durch alle Stürme, in guten und schlimmen Zeiten! Es ist ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Aemter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mitzurückgehen und zu brausen mit den tausend andern Kronen in der heimeligen Waldbandacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.“

„Schaut sie an, diese alten Sünden! Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besonderer Heiligkeit! Spärlich sieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen! aber ich kann Euch, liebe Eidgenossen! hier unter freiem Himmel etwas Seltsames anvertrauen: so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben; erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dem andern verrät und sie dann zusammen eine wunderliche Theologie treiben, deren erster und einziger Hauptsatz lautet: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Auch an Freudentagen, wie der heutige, wo viel Volk beisammen ist, und es läßt ein recht blauer Himmel darüber, verfallen sie wiederum in diese theologischen Gedanken, und sie bilden sich dann ein, der liebe Gott habe das Schweizerpanier herausgehängt am hohen Himmel und das schöne Wetter extra für uns gemacht! In beiden Fällen, in der Stunde der Gefahr und in der Stunde der Freude sind sie dann plötzlich zufrieden mit den Anfangsworten unserer Bundesverfassung: Im Namen Gottes des Allmächtigen! und eine so sanftmütige Duldsamkeit besetzt sie dann, so widerhaarig sie sonst sind, daß sie nicht

einmal fragen, ob der katholische oder der reformierte Herr der Heerscharen gemeint sei!

„Kurz, ein Kind, welchem man eine kleine Arche Noe geschenkt hat, angefüllt mit bunten Tierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber sein, als sie über das liebe Vaterländchen sind mit den tausend guten Dingen darin vom bemooften alten Hecht auf dem Grunde seiner Seen bis zum wilden Vogel, der um seine Eiszirnen flattert. Eil was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Handlung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Sprache! Welche Schlaupföpfe und welche Mondälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welche Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland!“

„So werden sie nun zu Philosophen, den Wert der irdischen Dinge betrachtend und erwägend; aber sie können über die wunderbare Tatsache des Vaterlandes nicht hinauskommen. Zwar sind sie in ihrer Jugend gereift und haben vieler Herren Länder gesehen, nicht voll Hochmut, sondern jedes Land ehrend, in dem sie rechte Leute fanden; doch ihr Wahlspruch blieb immer: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe!“

„Wie zierlich und reich ist es aber auch gebaut! Je näher man es ansieht, desto reicher ist es gewoben und geflochten, schön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit!“

„Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündler und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! daß es es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundschaft vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden!“

„Diese Alten hier haben ihre Jahre in Arbeit und Mühe hingebracht; sie fangen an, die Hinfälligkeit des Fleisches zu empfinden, den einen zwickelt es hier, den andern dort. Aber sie reisen, wenn der Sommer gekommen ist, nicht ins Bad, sie reisen zum Feste. Der eidgenössische Festwein ist der Gesundbrunnen, der ihr Herz erfrischt; das sommerliche Bundesleben ist die Luft, die ihre alten Nerven stärkt, der Wellenschlag eines frohen Volkes ist das Seebad, welches ihre steifen Glieder wieder lebendig macht. Ihr werdet ihre weißen Köpfe alsobald untertauchen sehen in dieses Bad! So gebt uns nun, liebe Eidgenossen, den Ehrentrost! Es lebe die Freundschaft im Vaterlande! Es lebe die Freundschaft in der Freiheit!“

„Sie lebe hoch! Bravo!“ schallte es in der Runde, und der Empfangsredner erwiderte die Ansprache und begrüßte die eigentümliche und sprechende Erscheinung der Alten. „Ja“, schloß er, „mögen unsere Feste nie etwas Schlechteres werden, als eine Sittenschule für die Jungen, der Lohn eines reinen öffentlichen Gewissens und erfüllter Bürgertreue und ein Vergnügungsbad für die Alten! Mögen sie eine Feier bleiben unverbrüchlicher und lebendiger Freundschaft im Lande von Gau zu Gau und von Mann zu Mann! Euer, wie Ihr ihn nennt, namen- und statutenloser Verein, ehrwürdige Männer, lebe hoch!“

Übermals wurde das Bebehoch ringsum wiederholt und unter allgemeinem Beifall das Fähnchen zu den übrigen auf die Zinne gesteckt. Hierauf schwenkte das Trippchen der Sieben ab und stracks nach der großen Festhütte, um dort sich durch ein gutes Frühstück zu erholen, und kaum waren sie angelangt, so schüttelten alle ihrem Redner die Hand und riefen: „Wie aus unserm Herzen gesprochen! Hediger, Chäppermann! das ist gutes Holz an deinem Buben, der wird gut, laßt ihn nur machen! Grad wie wir, nur gescheiter, wir sind alte Esel; aber unentwegt geblieben, nur fest, Karl!“ u. s. f.

Frymann aber war ganz verblüfft; der Junge hatte gerade gesagt, was ihm selbst hätte einfallen sollen, statt sich mit den Jesuiten herumzuschlagen. Auch er gab Karl freundschaftlich die Hand und dankte ihm für die Hilfe in der Not. Zuletzt trat der alte Hediger zu seinem Sohne, nahm ebenfalls seine Hand, richtete scharf und fest sein Auge auf ihn und sagte:

„Sohn! Eine schöne, aber gefährliche Gabe hast du ver-raten! Pfllege sie, baue sie, mit Treue, mit Pflichtgefühl, mit Bescheidenheit! Wie lebe sie dem Unrechten und Unge-“

rechten, dem Eiteln und dem Nüchternen; denn sie kann wie ein Schwert werden in deiner Hand, das sich gegen dich selbst kehrt oder gegen das Gute, wie gegen das Schlechte! sie kann auch eine bloße Narrenpflücker werden. Darum gradaus gesehen, bescheiden, lernbegierig, aber fest, unentwegt! Wie du uns heute Ehre gemacht hast, so denke stets daran, deinen Mitbürgern, deinem Vaterlande Ehre zu machen, Freude zu machen; an dies denke, und du wirst am sichersten vor falscher Ehrfurcht bewahrt bleiben! Unentwegt! Glaube nicht immer sprechen zu müssen, laß manche Gelegenheit vorbeigehen und sprich nie um deinetwillen, sondern immer einer erheblichen Sache wegen! Studiere die Menschen, nicht um sie zu überlisten und auszubeuten, sondern um das Gute in ihnen aufzuwecken und in Bewegung zu setzen und glaube mir: viele, die dir zuhören, werden oft besser und klüger sein als du, der du sprichst. Wirke nie mit Trugschlüssen und kleinlichen Spitzfindigkeiten, mit denen man nur die Spreuer bewegt; den Kern des Volkes rührst du nur mit der vollen Wucht der Wahrheit um. Darum buhle nicht um den Beifall der Lärmenden und Unruhigen, sondern sieh auf die Gelassenen und Besten, unentwegt!"

Raum hatte er diese Rede geendigt und Karls Hand losgelassen, so ergriff sie schnell Frymann und sagte:

„Gleichmäßig bilde deine Kenntnisse aus und bereichere deine Grundlagen, daß du nicht in leere Worte verfaulest! Nach diesem ersten Anlaufe laß nun eine geraume Zeit verstreichen, ohne an dergleichen zu denken! Wenn du einen glücklichen Gedanken hast, so sprich nicht, nur um diesen anzubringen, sondern lege ihn zurück; die Gelegenheit kommt immer wieder, wo du ihn reifer und besser verwenden kannst. Nimm dir aber ein anderer diesen Gedanken vorweg, so freue dich darüber, statt dich zu ärgern, denn es ist ein Beweis, daß du das Allgemeine gefühlt und gedacht hast. Bilde deinen Geist und überwache deine Gemütsart und studiere an andern Rednern den Unterschied zwischen einem bloßen Maulhelden und zwischen einem wahrhaftigen und gemütreichen Manne! Reise nicht im Land herum und laufe nicht auf allen Gassen, sondern gewöhne dich, von der Beste deines Hauses aus und inmitten bewährter Freunde den Weltlauf zu verstehen; dann wirst du mit mehr Weisheit zur Zeit des Handelns auftreten als die Jagdhunde und Landläufer. Wenn du sprichst, so sprich weder wie ein witziger Hausknecht, noch wie ein tragischer Schauspieler, sondern halte dein gutes natürliches Wesen rein und dann sprich immer aus diesem heraus. Ziere dich nicht, wirf dich nicht in Positur, blick bevor du beginnst, nicht herum wie ein Feldmarschall oder gar die Versammlung belauernd! Sag' nicht, du seiest nicht vorbereitet, wenn du es bist; denn man wird deine Weise kennen und es sogleich merken! und wenn du gesprochen hast, so geh' nicht herum, Beifall einzusammeln, strahle nicht von Selbstzufriedenheit, sondern setze dich still an deinen Platz und horche aufmerksam dem folgenden Redner. Die Grobheit spare wie Gold, damit, wenn du sie in gerechter Entrüstung einmal hervorkehrst, es ein Ereignis sei und den Gegner wie ein unvorhergesehener Blitzstrahl treffe! Wenn du aber denkst, je wieder mit einem Gegner zusammen zu gehen und gemeinsam mit ihm zu wirken, so hüte dich davor, ihm im Zorn das Meuserste zu sagen, damit das Volk nicht rufe: Paß schlägt sich, Paß ver trägt sich!"

Also sprach Frymann, und der arme Karl sah ob all den Reden erstaunt und verdonnert und wußte nicht, sollte er lachen oder sich aufblasen. Aber Syfrig, der Schmied, rief:

„Da seht nun diese zwei, die nicht für uns sprechen wollten und nun wieder reden wie die Bücher!"

„So ist es!" sagte Bürgi, „aber wir haben dadurch neuen Zuwachs bekommen, einen kräftigen jungen Sprößling getrieben! Ich beantrage, daß der Junge in unsern Kreis der Alten aufgenommen werde und fortan unsern Sitzungen beizuhöhen!"

„Also sei es!" riefen alle und stießen mit Karl an; der leerte etwas unbefonnen sein volles Glas, was ihm jedoch die Alten in Betracht der aufgeregten Stunde hingehen ließen, ohne zu murren.

Nachdem die Gesellschaft sich durch das Frühstück hinfänglich von ihrem Abenteuer erholt, zerstreute sie sich. Die einen gingen, ein paar Schüsse zu probieren, die andern den Gabensaal und die übrigen Einrichtungen zu besuchen, und Frymann ging, seine Tochter und die Frauen zu holen, bei denen sie zu Gast war; denn zum Mittagessen wollten sich alle wieder an dem Tische finden, der ziemlich in der Mitte der Halle

und im Bereich der Tribüne gelegen war. Sie merkten sich die Nummer und gingen höchst wohlgenut und aller Sorgen ledig auseinander.

Genau um zwölf Uhr saß die Tischgesellschaft von einigen tausend Köpfen, welche jeden Tag andere waren, am gedeckten Tische. Landleute und Städter, Männer und Weiber, Alte und Junge, Gelehrte und Angelehrte, alle saßen fröhlich durcheinander und harrten auf die Suppe, indem sie die die Flaschen entorkten und das Brot anschnitten. Nirgends blickte ein hämisches Gesicht, nirgends ließ sich ein Aufschrei oder ein freischendes Gelächter hören, sondern nur gleichmäßig verbreitet das hundertfach verstärkte Geklingeln einer frohen Hochzeit, der gemäßigten Wellenschlag einer in sich vergnügten See. Hier ein langer Tisch voll Schälgen, dort eine blühende Doppelreihe von Landmädchen, am dritten Tisch eine Zusammenkunft alter Häuser aus allen Teilen des Landes, die das Examen endlich überstanden hatten, und am vierten ein ganzes ausgewandertes Städtlein, Männer und Frauen durcheinander. Doch diese sitzenden Heerscharen bildeten nur die Hälfte der Versammlung; ein ununterbrochener Menschenzug, ebenso zahlreich, strömte als Zuschauer durch die Gänge und Zwischenräume und umfränzte, ewig wandelnd, die Essenden. Es waren, Gott sei Preis und Dank, die Vorsichtigen und Sparsamen, die sich die Sache berechnet und anderswo für noch weniger Geld gesättigt hatten, die Nationalhälfte, welche als billiger und enthaltamer bewerkstelligt, während die andere so schrecklich über die Schnur haut; ferner die Allzuornahmen, die der Küche nicht trauten, und denen die Gabeln zu schlecht waren, und endlich die Armen und die Kinder, welche unfreiwillig zuschauten. Aber jene machten keine schlechten Bemerkungen, und diese zeigten weder zerrissene Kleider noch böse Blicke; sondern die Vorsichtigen freuten sich über die Unvorsichtigen, der Vornehmliche, welchem die Schüsseln voll grüner Erbsen im Juli zu lächerlich waren, ging ebenso wohlgefinnt einher wie der Arme, dem sie verführerisch in die Nase dufteten. Hier und da freilich zeigte sich ein sträflicher Eigennutz, indem es etwa einem filzigen Bäuerlein gelang, unbefehens einen verlassenen Platz einzunehmen und frischweg mitzuessen, ohne bezahlt zu haben; und was noch schlimmer war für ordnungsliebende Augen, es entstand deswegen nicht einmal ein Wortwechsel und ein Hinauswerfen.

(Schluß folgt.)

Liebesgaben.

Für die deutsche Not wurden bis jetzt gesammelt: Von N. N. 5\$500, von einigen Timboer Kindern 10 \$, Kollekte in Beneditto-Novo (26. Aug.) 17 \$, Kollekte in Cedro Alto (2. Sept.) 4\$400, Kollekte in Carijos (9. Sept.) 13 \$, Kollekte in Freiheitsbad (16. Sept.) 21 \$, Kollekte in Timbo (23. Sept.) 20 \$, Kollekte in Rio Abda (30. Sept.) 10 \$, zusammen 102\$900.

Die Zahlen sind nach oben abgerundet. Allen Gebern Dank. Die Sammlung wird fortgesetzt und dann die Verwendung des Geldes näher bekannt gegeben. —

Ueber die von Timboer und Carijos Konfirmanden (Christenbote Nr. 5 d. J.) gesammelten Gaben für not leidende Kinder in Grünberg in Schlesien ist Nachricht eingetroffen. Die Summe, es waren 50 Milreis, ist von Herrn Dr. med. Ryssel für zwei franke Kinder verwendet worden, denen dadurch ein Ferienaufenthalt im Riesengebirge zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit ermöglicht wurde. Sie danken den Konfirmanden herzlich für die Spende.

Pfarrer Hohfeld, Timbo.

Für wohlthätige Zwecke außerhalb des Pfarrbezirkes wurden im verflossenen Rechnungsjahre aufgebracht und abgesendet insgesamt 101\$100, nämlich:

- a) für den Gustav-Adolf-Hauptverein in Rio Grande do Sul 27\$000;
- b) für das Diakonissen-Mutterhaus „Katharinenstift" in Wittenberg 27\$700 bezw. 5954 Mark;
- c) für Oberschlesien 26\$200 bezw. (nach Portoabzug) 25 \$ oder 6000 Mark;
- d) für die Evang. Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Südamerika (Sitz: Ebersfeld) 20\$200 bezw. 36 450 Mark.

In der oben genannten Gesamtsumme hatten die einzelnen Gemeinden durch freiwillige Gaben, wie folgt, beigetragen: Santa Theresza (Hauptgem.) 36\$500, Serro Negro 18\$500, Rio Caeté 14\$100, Poço Trahira 13\$100, Rio Abaixo 10\$, Rio Antinha 7\$600, Rio Novo 1\$ und Barredo 0\$300.

Allen Spendern, deren Namen infolge Platzmangels hier nicht abgedruckt werden konnten, jedoch jederzeit im Pfarramt Santa Theresza eingesehen werden können, sagt auch auf diesem Wege noch mals herzlichen Dank

Pfarrer Böschl.

Für die Wolga-Waisenkinder in Bethel gingen noch ein von Verschiedenen 12\$000; mit den früher quittierten zusammen 85\$000. — Gott vergelt's!

Pfarrer Lange.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, 4. Nov., 9. Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in der Velha.
 Sonntag, 11. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Gaspar; abends 8 Uhr, Gottesd. in Blumenau.
 Sonntag, 18. Nov., 2 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava-Norte.
 Sonntag, 25. Nov., Totenfest, 9 Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm. in Blumenau.
 Sonntag, 2. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. im Bahú; 2 Uhr nachm., im Beldior.
 Sonntag, 16. Dez., 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.
 Sonntag, 23. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia.
 Montag, 24. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Velha; 7 Uhr abends, Christmette in Blumenau.
 Dienstag, 25. Dez., 9 Uhr vorm., Weihnachtsfeier in Blumenau; 7½ Uhr abends, Kinderfeier in der Kirche.
 Mittwoch, 26. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Russland.
 Sonntag, 30. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Velha.
 Montag, 31. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar; 8 Uhr abends, Sylvesterfeier in Blumenau.
 Dienstag, 1. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Beims in der Velha, Freitag in Itoupava-Norte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Neumann.

Bereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

- Sonntag, 4. Nov., Reformationsgottesd. im 13. Mai.
 Sonntag, 11. Nov., Gottesd. in Itoupava.
 Sonntag, 18. Nov., Gottesd. in Itoupava-Rega.
 Sonntag, 25. Nov., Totensonntag, Gottesd. in Jacú-Assú.
 Sonntag, 2. Dez., Gottesd. in Braço do Sul.
 Sonntag, 9. Dez., Pastoralkonferenz, Gottesd. mit Beichte u. heil. Abendm. in Itoupava (P. Hohlfeld).
 Sonntag, 16. Dez., Gottesd. in Untere Massaranduba.
 Sonntag, 23. Dez., Weihnachtsgottesd. in Serafim; 5½ Uhr nachm., Christnachtfeier in Itoupava.
 Weihnachten, 25. Dez., Gottesd. in Itoupava.
 Weihnachten, 26. Dez., Gottesd. in Itoupava-Rega mit Beichte und heil. Abendm.
 Sonntag, 30. Dez., Jahreschluss-Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm., Schule bei Wulf.
 Neujahr, 1. Januar, Gottesd. in Fidelis.
 Mittwoch, 2. Jan., 8 Uhr vorm., Annahme der Konfirmanden in Itoupava.
 Donnerstag, 3. Jan., 2 Uhr vorm., Annahme der Konfirmanden in Itoupava-Rega.
 Sonntag, 6. Jan., Gottesd. in Obere Massaranduba; danach Aufnahme der Konfirmanden.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ollas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 4. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Testo Alto; 3 Uhr nachm., Gottesd. mit Abendmahlsfeier in Testo Central (P. Lange); desgleichen in Encano do Norte (P. Neumann).

Sonntag, 11. Nov., 2 Uhr nachm., Gottesd. in Fortaleza (P. Olfas).

Sonntag, 18. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badensfurt (P. Neumann).

Sonntag, 16. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupavazinha (P. Neumann).

Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 11. Nov., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 18. Nov., Abschiedsgottesd., Konfirmation und Abendmahl in Rio Serro.

Sonntag, 25. Nov., Abschiedsgottesd. und heil. Abendm. in Pommerode.

Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 4. Nov., Gottesd. und heil. Abendm. in S. Maria. Vom 5. bis 24. Nov. Urlaub des Pfarrers.

Sonntag, 25. Nov. (Totenfest), Gottesd. und heil. Abendm. in Timbo.

Sonntag, 2. Dez., Gottesd. und heil. Abendm. in Rio Abda.

Sonntag, 4. Dez., 9 Uhr vorm., Aufnahme der Konfirmanden in Timbo.

Sonntag, 9. Dez., Pastoralkonferenz in Itoupava.

Sonntag, 16. Dez., Konfirmation und heil. Abendmahl in Beneditto-Novo.

Mittwoch, 23. Dez., Gottesd. und heil. Abendm. in Cedro Alto.

Weihnachten, 25. Dez., Gottesd. in Carijos; 2 Uhr nachm., Taufgottesd. in Timbo; 7 Uhr abends, Weihnachtsgottesdienst in Timbo.

Weihnachten, 26. Dez., 7 Uhr abends, Weihnachtsgottesd. in Beneditto-Novo.

Sonntag, 30. Dez., Gottesd. in Rio Abda.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohlfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 4. Nov., 1½10 Uhr, Gottesd. in Hammonia; 3 Uhr nachm., Totenfestfeier in Sellin.

Sonntag, 10. Nov., 8 Uhr, Gottesd. in Canellabach.

Sonntag, 9 Uhr vorm., Totenfestfeier in Neu-Breslau. 3½ Uhr nachm., Totenfestfeier (Friedhof) in Neu-Bremen.

Sonntag, 18. Nov., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Urú.

Montag, 19. Nov., 8 Uhr abends, Abendgottesdienst in Neu-Stettin.

Sonntag, 25. Nov., 9 Uhr vorm., Totenfestfeier (Friedhof) in Hammonia; 3 Uhr nachm., Totenfestfeier (Friedhof) in Taquaras.

Sonntag, 2. Dez., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Canellabach. Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 11. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Matador; anschließend Konfirmandenaufnahme.

Sonntag, 18. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. an der Contra.

Sonntag, 25. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südam.

Sonntag, 2. Dez., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Braço do Trombudo.

Sonntag, 16. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Cobras-Südam.

Sonntag, 23. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Trombudo.

Christfest, 25. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südam; 7½ Uhr abends, Weihnachtsfeier.

Pfarrer Sahn.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 4. Nov., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 11. Nov., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 18. Nov., Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesdienst.

Sonntag, 25. Nov., Gottesd. und Feier zum Gedächtnis der Toten in Brusque.

Sonntag, 2. Dez., Gottesd. und heil. Abendmahl in Brusque.

Sonntag, 9. Dez., Pastoralkonferenz in Itoupava. Pfarrer Ratsch.

Verantwortlicher Schriftleiter Pfarrer Neumann, Blumenau.